

dtv

Reich an Glanz und voller Schatten ist die Geschichte der Familie Salz – in deren Zentrum das prächtige Hotel Fürstenhof in Leipzig steht. 1914 kauft es der autoritäre Herr Salz. Seine Tochter Lola wird für einen mysteriösen Tod verantwortlich gemacht und verstoßen. Lange wird sie den Fürstenhof nicht mehr betreten, weder während ihrer Flucht quer durch das Deutsche Reich, noch in den 60ern als das Hotel Staatseigentum der DDR ist und Lola mit ihrer labilen Tochter Aveline in München lebt. Erst Lolas Sohn Kurt wird es nach der Wende 1989 gelingen, das Hotel in den Familienbesitz zurückzuholen. Hochbetagt regiert Lola endlich über das Hotel und über eine Familie, die immer noch tief zerrüttet ist – vom Wandel der Zeiten und den Versuchen, der eigenen Geschichte zu entkommen.

Der faszinierende Roman einer höchst eigenwilligen Familie, in der sich die Schatten einer Generation auf die nächste legen – auch wenn jeder versucht, sein Leben in ein ganz neues Licht zu rücken.

Christopher Kloeble studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Er erhielt zahlreiche Stipendien und Auszeichnungen, unter anderem den Literaturpreis der Jürgen Ponto-Stiftung für das beste Romandebüt 2008, ›Unter Einzelgängern‹, und für das Drehbuch zu ›Inklusion‹ den ABU-Prize für das beste TV-Drama. Er war Gastprofessor in Cambridge (GB), sowie an diversen Universitäten in den USA. 2012 veröffentlichte er viel beachtet den Roman ›Meistens alles sehr schnell‹, der auch in Israel, der Türkei, Italien und den USA erschienen ist und verfilmt wird. Kloeble lebt in Berlin und Delhi. Zuletzt erschien ›Home Made in India. Eine Liebesgeschichte zwischen Dehli und Berlin.‹

Christopher Kloeble

Die
unsterbliche
Familie Salz

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf
von FAVORITBUERO, München, unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Mimi Haddon
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14632-6

Für meine Familie

»Es gibt dort [in der Hölle] keine Feuerhaken«, sagte Aljoscha leise und ernst, dabei sah er seinen Vater unverwandt an.

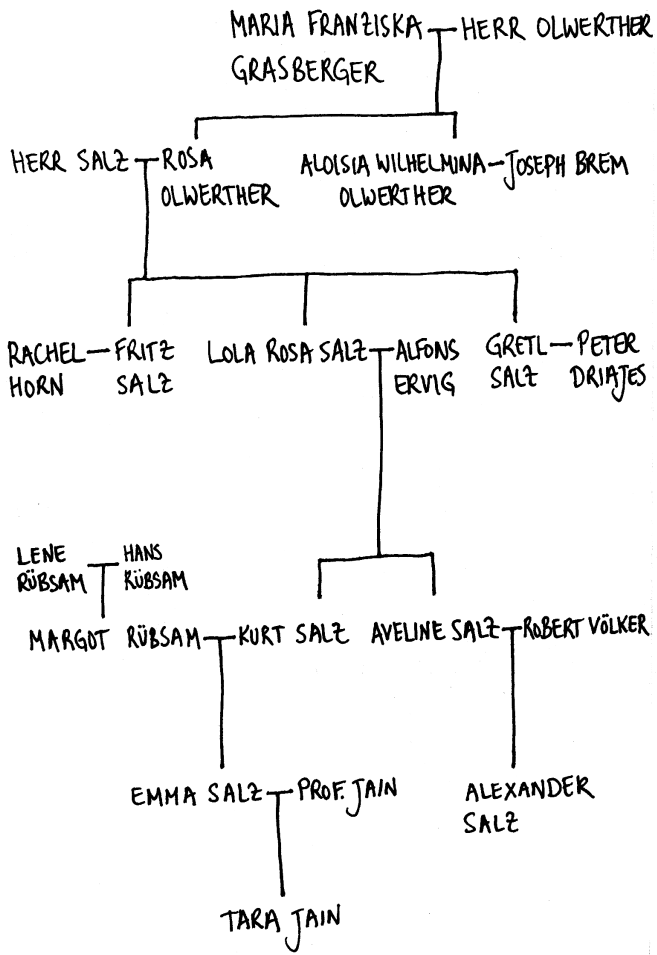
»Richtig, richtig, nur Schatten von Feuerhaken. Ich weiß es, ich weiß. Wie hat doch ein Franzose die Hölle beschrieben: ›J'ai vu l'ombre d'un cocher qui avec l'ombre d'une brosse frottait l'ombre d'une carosse. [Ich hab den Schatten des Kutschers gesehen, welcher mit dem Schatten einer Bürste den Schatten einer Kutsche reibt.]«

›Die Brüder Karamasow‹
Fjodor Michailowitsch Dostojewski

WENDY: »After all, one can't leave his shadow lying about and not miss it sooner or later.«

›Peter Pan‹
James Matthew Barrie

STAMMBAUM DER FAMILIE SALZ



EMMA SALZ

2015

Meine Großmutter starb zwei Mal. Nur war sie nach dem ersten Mal nicht tot.

Am 15. Juli 1990 stieg Lola Rosa Salz, wenige Tage nachdem sie den Leipziger Fürstenhof in Besitz genommen hatte, aus unerfindlichen Gründen und trotz ihres Alters von fünfundachtzig Jahren auf das Dach des Grandhotels und stürzte.

Sie stürzte so schlimm, dass ihr Herz aussetzte. Als es wieder zu schlagen begann, tat es das nicht kräftig genug, um sie zurück ins Leben zu bringen.

Sie lag seitdem in einem tiefen Schlaf, den mein Vater (ihr Sohn) *Koma* nannte. Aber war es das wirklich? Selbst Tante Ava, ihre Tochter und Pflegerin, war darüber erstaunt, wie mühelos Lola gewöhnliche Nahrung zu sich nehmen konnte. (Am liebsten Eclairs mit extra viel Sahne.) Kauen, Schlucken, Verdauen, Ausscheiden – alles, ein bisschen Hilfe vorausgesetzt, kein Problem. Mit offenen Augen lag sie in ihrem französischen Bett und redete vor sich hin. Die meisten Worte waren unverständlich, die wenigen verständlichen ohne klaren Zusammenhang. Als flüchteten sich kleine Reste ihrer Träume in die Welt.

Abgesehen von *ich* soll sie am häufigsten folgende vier Wörter von sich gegeben haben: *Mama*, *Herr Salz* und *Maria*. (Herr Salz war vermutlich ihr lange verstorbener Vater und Maria ihre noch länger verstorbene Großmutter.) Wollte sie etwas beichten? Wollte sie ihre Erfahrung weitergeben, um nicht zu schnell in Vergessenheit zu geraten? Oder brabbelte sie bloß Unsinn?

Ihr Leben reichte so weit zurück, dass die meisten Jahre davon längst in Geschichtsbüchern standen. Sie war ein lebendes Beispiel dafür, wie wenig von dem, was wir sind, übrig bleibt. Nicht umsonst bezeichnen wir das Früher als Geschichte. Mehr als eine Geschichte, die sich die Lebenden über die Toten erzählen, ist es nämlich nicht.

In meinem Fall könnte es eine sehr kurze Geschichte werden. Ich weiß nicht, ob ich nächstes Jahr noch leben werde. Ich glaube daran. Aber ich weiß es nicht. Deshalb muss ich häufig an meine Großmutter denken. Was hatte sie mitzuteilen? Und was habe dagegen ich, die beträchtlich jüngere Enkelin, mitzuteilen?

Vielleicht war ihr Gerede viel mehr, als wir ahnten, vielleicht erzählte sie als Fast-Tote eine Geschichte über die Lebenden, aus der wir, auch wenn es nur eine Geschichte war, viel hätten lernen können.

Hätten wir uns mehr Mühe geben sollen, sie zu verstehen?

Meine Mutter, die ihr nie besonders zugetan gewesen war, nannte den kaum verständlichen Monolog *Lolas Bewerbungsgespräch für den Tod*. Den Tod schien meine Großmutter, anders als ich, allerdings nicht sonderlich zu interessieren, er ignorierte sie lange Zeit. Was auch immer in Lolas Kopf vor sich ging, sie driftete viele Jahre lang irgendwo zwischen hier und dort. Immer im Fürstenhof, der einst das Zuhause ihrer Familie gewesen war. Dort übte sie als untoter Dauergast ihr lebenslängliches Wohnrecht aus – sie besetzte eine Suite direkt unter dem Dach, auf dem sie gestürzt war. Und wartete auf ihren zweiten Tod.

LOLA ROSA SALZ

1914

Ich habe nie jemandem von 1914 erzählt. Es war das Jahr, in dem meine Familie einen Mord beging und ich Mama rettete.

Nun aber wird es höchste Zeit. Ich bereue viele Entscheidungen, die ich in meinem Leben getroffen habe. Diese eine nicht. Meine Kinder müssen davon erfahren. Sie sollen wissen, dass ich mehr bin als die teuflische Person, für die sie mich halten. Darum bitte ich Sie, wer Sie auch sind, hören Sie mir zu. Wenn Sie das nicht tun, wird es sein, als hätte ich nie gesprochen.

Verstehen Sie?

Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist die Luft über Leipzig. Als neue Eigentümerin des Hotel Fürstenhof habe ich kurz nach der Inbesitznahme im Juli 1990 die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches in Angriff genommen: eine Dachbesteigung. Seit 1914 war ich nicht mehr dort oben gewesen.

Für die Klettertour benötigte ich länger als mein neunjähriges Ich damals. Auf dem höchsten Punkt, genau in der Mitte über den Lettern *HOTEL FÜRSTENHOF*, nahm ich Platz und ließ die Beine baumeln. Ich hoffte, einem alten Freund zu begegnen. Aber er ließ sich nicht blicken. Vielleicht erkannte er mich nicht – immerhin hatte die Zeit mir einigen Schaden zugefügt.

Dieser Freund blieb also fern. Während ich mich damit abfand, stellte ich fest: Nicht nur ich hatte mich verändert. Die Luft dieses neuen alten Deutschlands roch nichtssagend. In ihr ließ sich kein Hinweis auf die Geschichte dieses Ortes, unsere Geschichte, erschnuppeln.

Ich setzte zum Abstieg an.

Im nächsten Moment bin ich hier aufgewacht. Wo dieses *hier* ist, weiß ich nicht. Mich umgibt stumme Dunkelheit, perfekte, geräuschlose, sternenlose All-Schwärze. Ich nenne es: das Reich der Schatten. Ein bisschen melodramatisch, ja, aber zutreffend. Licht spielte in meinem Leben eine untergeordnete, höchstens Schatten generierende Rolle.

Ich frage mich, wie viel Zeit inzwischen vergangen ist. Minuten? Stunden? Ein Tag?

Dunkelheit schert sich nicht um die Zeit. Wenn ich in Gedanken meinen Körper abwandere und versuche, hier einen Finger und dort ein Augenlid zu bewegen, mich zu rühren, vergeht eine halbe Ewigkeit, bis ich erfolglos aufgebe.

Andererseits: Ist nicht erst eine Sekunde verstrichen, seitdem ich mit mundgerechten Eclair-Stückchen gefüttert wurde? Waren Sie das? Jedes Lebensende sollte so köstlich schmecken.

Sonst ist mir kein Sinn geblieben. Ich bin gefangen im Reich der Schatten. Nur meine Worte können ihm entfliehen – ich hoffe sehr, sie sind gut bei Ihnen aufgehoben.

1914 also – das entscheidende Jahr. Was damals geschah, prägte meine Familie für immer. Zugegeben, ein wenig fürchte ich mich davor, zum Anfang meiner Biografie zu reisen. Aber wer weiß, wie viel Zeit uns bleibt. Vielleicht sind dies meine letzten Augenblicke. Besser, wir brechen umgehend auf.

Hören Sie?

Im Januar 1914 lebte ich mit meiner Familie in München. Meine Eltern hatten die Pacht des legendären Löwenbräukellers inne, und dieser merkwürdige, bajuwarische Bau war auch unser Zuhause. Der kleinere Turm mit den blanken Schindeln, der zur Augustenstraße hinausging und längst nicht mehr existiert, gehörte zu unserer Privatwohnung und beherbergte unter anderem

das Kinderzimmer. Dort gab es eine Wand, an der die gerahmten Schattenrisse meiner Familie hingen, angeordnet wie bei einem Stammbaum. Zentral: meine runde, kartoffelnasige Mama neben meinem Vater mit Vollbart und dichtem Haupthaar. Auf selber Höhe: das anmutige Profil von Tante Alli, Mamas Schwester, sowie das zylinderförmige Haupt ihres Ehemannes, Onkel Brem. Über den Geschwistern: meine arg wabbelige Großmama. Und ganz unten: meine Schwester Gretl, eine jüngere Version meiner Mutter, sowie ich, deren feinere Gesichtszüge an die meines Vaters erinnerten.

Für jeden von uns fertigte Mama alljährlich zum Geburtstag einen neuen, aktualisierten Schattenriss an. Auf welche Weise sie ihren eigenen produzierte, habe ich mich als Kind nie gefragt. Heute würde ich gerne wissen, wie ihr dieses Kunststück gelungen ist.

Damit Mama die Schattenrisse in Ruhe tuschieren konnte, mussten wir regungslos in ihrem Silhouettierstuhl sitzen – wofür ich, das flatterigste Familienmitglied, wenig Talent besaß. Das demonstrierte ich einmal mehr und insbesondere im Januar 1914, wenige Tage vor meinem neunten Geburtstag.

»Nicht bewegen«, sagte Mama, so streng sie konnte. Es klang also überhaupt nicht streng, vielmehr gütig, und veranlasste mich überhaupt nicht dazu, stillzuhalten.

»Meine Liebe«, sagte sie schließlich, »weißt du eigentlich, warum ich immer unsere Schatten male?«

Noch während ich überlegte, ob ich es wusste, fuhr sie fort: »Es ist ein Geheimnis.«

»Kennt Papa es?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Und Gretl?«

Wieder Kopfschütteln. »Du bist die erste Person, der ich davon erzähle. Nicht jeder würde das verstehen.«

Nun wollte ich es unbedingt erfahren.

»Wenn du genau achthgibst«, sagte Mama, »wirst du feststellen, dass jeder Schatten, gemalt oder nicht, dir ein Stückchen Wahrheit verraten kann.«

Ich dachte kurz darüber nach und kam zu dem Schluss: »Schatten reden doch nicht.«

Sie schmunzelte. »Bist du sicher? Sie verwenden keine Wörter. Aber sie können dir trotzdem viel mitteilen. Ich erinnere mich noch gut daran, was das Erste war, das sie mir über dich gesagt haben.« Sie legte eine Pause ein und musterte mich. »Bei deiner Geburt warf der Schein einer Lampe deinen Schatten an die Wand. Ein verschwommener, dunkler, wabernder Fleck kündigte jene noch ungeformte Persönlichkeit an, die ich im nächsten Augenblick in den Armen halten sollte. Aber selbst nachdem ich dich an mich gedrückt und dein Gesicht geküsst und zum ersten Mal deinen Namen zu dir gesagt hatte, musste ich wieder zu deinem Schatten an der Wand blicken, der vom Schatten einer Mutter gewiegt wurde.«

»Warum?«, fragte ich.

»Weil erst dein Schatten mir versicherte, mich restlos davon überzeugte, dass du angekommen warst; er war und ist dein Abdruck auf der Welt, der endgültige Beweis für deine Existenz. Mit anderen Worten: Ohne dich gäbe es deinen Schatten nicht und ohne deinen Schatten dich nicht.«

»Und wenn ich meinen Schatten verliere?«

»Dann«, sagte sie und deutete zur Wand mit den Schattentrissen, »kannst du ihn immer hier finden. Darum male ich ihn ja.«

Ich dachte daran, wie oft ich mich in der Vergangenheit geweigert hatte, für Mama Porträt zu sitzen. Mit einem Mal fühlte ich mich schuldig, es tat mir leid. Prompt nahm ich Haltung auf dem Silhouettierstuhl an. »Ich rühre mich erst wieder, wenn du fertig

bist«, verkündete ich, »ich bin starr wie ein Stein, Mama. Versprochen!«

Und was tat sie? Anstatt rasch die Gelegenheit zu ergreifen, drückte sie mich an sich und küsste mein Gesicht und sagte meinen Namen zu mir, als würde sie mich zum ersten Mal sehen. Erst danach fuhr sie mit dem Tuschieren fort.

Es sollte mein letzter Schattenriss werden.

Von da an betrachtete ich die Schattenrisse mit anderen Augen, ich bemühte mich, sie zu lesen. Ich verbrachte Stunden vor der Wand im Kinderzimmer und studierte den Verlauf der Linie zwischen Schwarz und Weiß. Dennoch fiel es mir schwer, mehr in den Schattenrissen zu sehen als schwarze Flächen.

»Ich glaube, ich kann die Wahrheit nicht so gut lesen«, gestand ich Mama am nächsten Tag.

»Das wird schon noch«, sagte sie. »Dazu gehört viel Übung.«

Das mochte sein, nur benötigte man für viel Übung auch Disziplin, etwas, das ich mit fast neun Jahren noch nicht aufbrachte. Mein Analphabetismus frustrierte mich derart, dass ich extreme Maßnahmen ergriff: Ich erwog, meine Schwester zu involvieren.

Dazu muss man wissen: Gretl und ich, wir hatten nicht mehr gemeinsam als Nachnamen und Eltern. Seit ich mich erinnern kann, umgab sie ein unsichtbarer Schutzschild, der sie vom Leben abschirmte und das Leben von ihr. Selten stellte sie eine Frage oder drückte Interesse aus, noch seltener zeigte sie eine Reaktion, die über ein Lächeln oder eine unaufgeregte Geste hinausging. Gretl tat für gewöhnlich genau das, was man von ihr erwartete. Ihr Schatten, so vermutete ich insgeheim, barg keine Wahrheit, die ich nicht längst kannte.

Das war letztendlich aber nicht der Grund, aus dem ich mich dagegen entschied, sie zur gemeinsamen Schattenlektüre einzu-

laden. Mama hatte ihr Geheimnis allein mir erzählt, es verband uns. Ich wollte es mit niemandem sonst teilen.

Somit behielt ich es für mich und verschob die Analyse der Schatten wie eine schwierige Schulaufgabe auf unbestimmte Zeit – ich hätte mir mehr Mühe geben sollen, ihnen Wahrheiten zu entlocken! Wäre es mir dann gelungen zu verhindern, was später geschah? Mamas Schattenriss etwa: Wie viel von dem, was ich heute weiß, und wie viel mehr noch als das hätte ich ihm entnehmen können?

Mama war im Pasinger Kloster aufgewachsen und hatte somit eine Erziehung genossen, die nicht so ganz geeignet war, sie auf die Welt vorzubereiten. Sie war ein Unschuldsgeschöpf, das den Zweck der Ehe darin sah, Kinder zu produzieren, so wie man es ihr im Kloster eingeprägt hatte. Und sie hatte sich nun ausgerechnet in den Herrn Salz verliebt, der, als Kellner in London und der halben Welt, bereits mit allen nicht gerade reinen Wassern gewaschen war.

Auch wenn ich ihn ungern als solchen bezeichnen möchte, galt der Papa als Idealmann. Von seinen hervorstechendsten Merkmalen verriet sein hübscher Schattenriss allerdings nichts. Seinen Augen wohnte eine blaugraue Frostigkeit inne. Und er war klein – zu klein, um ein ganz schöner Mann zu sein. Ich möchte hinzufügen: Es mangelte ihm nicht nur in dieser Hinsicht an Größe.

Allein ein Schattenriss in meiner Familie wurde ausführlicher gemustert und mehr bewundert als der meines Vaters: der von Tante Alli. Jeder Mann, der ihn betrachtete, wollte ihre Bekanntschaft machen, und jede Frau ihren Mann genau davon abhalten. Tante Allis Profil hob sich so deutlich von den anderen ab, wie sie sich vom Rest der Familie abhob. Das lag vermutlich daran, dass sie unter genealogisch nebulösen Verhältnissen entstanden war: Sie war das Ergebnis eines frühen Sündenfalls meiner Groß-